

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mittelbadischer Courier. 1896-1936 1933

49 (9.12.1933) Illustriertes Unterhaltungsblatt

steigt drüber unter ohrenbetäubendem Krachen eine gewaltige Flammen-
 lohe hoch, untermischt mit roten und grünen Signalsternen. Dann herrscht
 völlige Finsternis. Das englische Flaggschiff ist in die Luft gestiegen!
 (Gefechtskizze 26).

Langsam streben wir wieder nordwärts. In höchster Bereitschaft harren
 die Mannschaften an Geschützen und Scheinwerfern. Unweit blinkt das
 Leuchfeuer von Santa Maria. —

Um die in diesen Augenblicken noch denkbar ungewisse Lage zu klären,
 befiehlt der Geschwaderchef durch Funkpruch: „Kleine Kreuzer Feind
 suchen und vernichten! Gespensterhaft verschwinden Leipzig und Dres-
 den in der Dunkelheit.“

So vergehen zwei Stunden. Da plötzlich blüht es wie Wetterleuchten
 im Norden auf. Einmal, zweimal, dann ist nichts mehr zu erkennen.
 Die elektrischen Wellen aber tragen uns die schwerwiegende Kunde zu:
 „Habe feindlichen Kreuzer mit drei Schornsteinen vernichtet. Nürnberg.“
 „Was war geschehen? Im Bestreben, Anschluss an das Geschwader zu
 gewinnen, war die von Norden nacheilende Nürnberg plötzlich auf ein
 abgeblendetes Schiff gestoßen. Ungewiß, wen er vor sich hatte, ließ der
 Kommandant kurz entschlossen mit den Scheinwerfern leuchten und sah
 sich der schwer havarierten Monmouth gegenüber, die offenbar den
 neutralen Hoheitsgewässern der chilenischen Küste zustrebte. Tapfer und

weit davon entfernt, sich zu
 ergeben, versuchte der Eng-
 länder sich der drohenden
 Katastrophe durch Kammstoß zu
 entziehen. So blieb der Nürn-
 berg nur übrig, die Mon-
 mouth durch einige Breitseiten
 in die Tiefe zu senken. Mit
 wehender Flagge ging sie in
 die Flut, ohne daß es — leider —
 im Hinblick auf den herrschen-
 den Sturm möglich gewesen
 wäre, auch nur einen Mann
 zu retten.

Somit war auch der Nürn-
 berg noch ein wesentlicher
 Anteil am Erfolg des Tages
 beschieden. Auf den übrigen
 Schiffen aber herrschte ein
 unbeschreiblicher Jubel. Als ob
 ein Geist und ein Gedanke
 die tausendköpfigen Befahun-



Schlacht bei „Coronel“ am 1. November 1914

gen befehlte, so pflanzte es sich jauchzend fort bis in die entlegendsten
 Räume:

„Der Schwur erschallt, die Woge rinnt, die Fahnen flattern hoch
 im Wind!“

Nie ist das Lied der Lieder freudiger, nie aber auch inbrünstiger gelungen
 worden als in jenen Augenblicken, die die Schlacht bei Coronel beendeten. —

Als wir bei abflauendem Winde am folgenden Morgen auf dichten
 Abstand unser Flaggschiff passierten, konnten wir staunend feststellen,
 daß unsere Schiffe fast völlig unverfehrt geblieben waren. Vier Treffer
 auf der „Gneisenau“, zwei auf „Scharnhorst“, dazu im ganzen Geschwader
 nur zwei ganz leicht Verwundete in einer Schlacht, die dem Feinde Tod
 und Verderben gebracht hatte! Es war taum auszuenden!

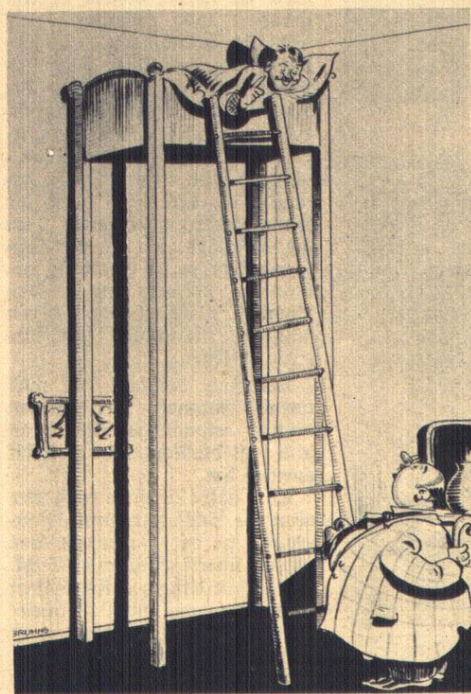
Braufende Hurras grühten aus tausend Kehlen unseren Geschwader-
 chef, dessen ritterliche Gestalt im Lichte eines durch die Wolken brechenden
 Sonnenstrahls auf der Deck der Admiralsbrücke weithin sichtbar war.
 Ein feierlicher Ernst ruhte auf dem Antlitz des eisenharten und doch so
 gütigen Mannes, während zu seinen Häupten ein buntes Signal empor-
 flog:

„Mit Gottes Hilfe ein schöner Sieg, für den ich Offizieren und Be-
 fahungen Dank und Anerkennung ausspreche!“

Was nicht jeder weiß

Bei dem letzten großen kuba-
 nischen Wirbelsturm hat die
 Telefonistin Torres Acosta
 mehreren hundert Menschen
 durch rechtzeitige Zurufe das
 Leben gerettet. Sie rief sogar
 ihren Verlobten herbei, der
 ihr mithelfen mußte. Nach der
 Katastrophe fand man die Hel-
 din tot in der Nähe des Schalt-
 brettens.

Eine 14jährige Schülerin aus
 Neu-Allschwil an der Schweizer
 Grenze ist in die Schweiz ge-
 flohen — aus Angst vor dem
 Zahnarzt. Nach zwei Tagen
 fand man sie dort gesund
 auf.



„Manu, warum haben Sie den so hohe
 Beine an Ihrem Bett?“

„Um Kohlen zu sparen. Sie wissen doch,
 daß es oben im Zimmer am wärmsten ist!“

Verbotene Früchte.

Kanthippe (zum Diener): „Haben Sie mei-
 nen Mann nicht gesehen, und wo steckt denn
 meine Tochter?“

„Der Herr und das Fräulein sitzen auf der
 Kellertreppe und rauchen Zigaretten.“

Humor- und Rätsel-Ecke

Die Kinder spielen an der Straßenecke
 Jo-Jo.

Kam ein älterer Herr, schaute eine Weile
 zu und meinte dann interessiert: „Laßt mich
 doch mal versuchen. Gib mal her das Ding!“
 „Aee“, sagte der Stepphe, „und denn je-
 fällt et dir, un denn läufste weg damit!“

Wie nur?

„Ich hawe meine Frau jebändigt, Herr
 Gerichtshof.“

„Ich frage Sie als Mensch, nicht als
 Amtsperson: Wie haben Sie das gemacht?“

So läuft der Hase

„Kunststück, daß meine Frau den Hund
 mehr liebt als mich!“

„Na, na...“
 „Da kann man ja nicht mit... Das Vieh
 frißt alles, was sie kocht, mit Leidenschaft!“

Naturkunde

In der Naturgeschichtsstunde erzählt der
 Lehrer seinen Schülern von der Seiden-
 raupe, die sich selbst eine Schutzhülle, den
 sogenannten Kokon, spinnt, und fragt dann:

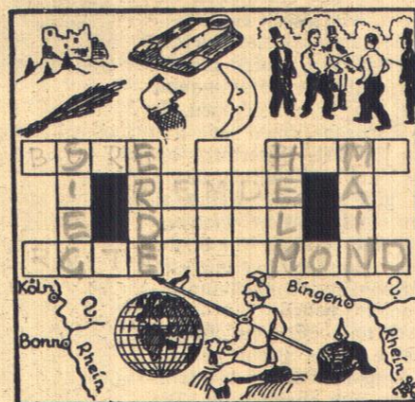
„Kann mir einer von euch noch ein ande-
 res Tier nennen, das sich auf ähnliche Weise
 vor den Unbilden der Bitterung schützt?“

„Da meldet sich stürmisch der kleine Max:
 „Bitt“, Herr Lehrer, die Velsardine!“

Auf dem Markt

Der Schellfisch sieht aber nicht gut aus.
 Wenn' Ihnen ufs Aussehen ankommt,
 junge Frau, dann kosen Se sich doch 'n Gold-
 fisch!

Illustriertes Kreuzwort-Rätsel.



Die in die waagrechten und senkrechten
 Felder-Reihen einzutragenden Wörter sind
 aus den bildlichen Darstellungen zu erraten.
 Die Wörter der waagrechten Reihen sind in
 dem oberen, die der senkrechten in dem un-
 teren Teil des Bildes zu suchen.

Auflösung des Rätselsprung.

„Schon bin ich müd' zu reisen,
 Wär's doch damit am Rand!
 Vor Hören und vor Sehen
 Vergeht mir der Verstand.
 So willst du denn nach Hause?
 Ach, nein! nur nicht nach Haus!
 Dort stirbt des Lebens Leben
 Am Einerlei mir aus.“

Franz Grillparzer.
 (Grillparzer; In der Fremde.)

Verantwortlicher Schriftleiter: H. Haller.
 Druck und Verlag: Haas & Grabherr, Augsburg.

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Nr. 49 / 1933 Beilage zum „Mittelbadischen Kurier“ 59. Jahrgang



Limonadenverkäufer auf dem Markt in Sofia

Gasthaus Zum Niemandsland

ROMAN VON HEINZ LORENZ - LAMBRECHT

25. Fortsetzung.

Das wäre dann also ihre Deckadresse? Hat sie denn noch einen anderen Namen? Ist sie vielleicht verheiratet? Mit jenem Offizier am Ende?

Je mehr er grübelt, desto verwirrter wird er. Aber dabei ahnt er schon, daß morgen Abend die Schleier fallen werden — alle Schleier.

Als Susanne durch den langen Gang der Talburg zurückgeht, kommt sie an der Tür vorbei, hinter welcher das verbotene heilige Zimmer liegt. Sie stößt einersonnener Ausdruck tritt in ihre Augen. Langsam fährt sie mit der Handfläche über die Türfüllung. Dann geht sie rasch weiter.

Unentwegt blaugrau und heiß ist der Himmel. Reglos drückt die Luft auf das Dorf und über den zu früh gelb werdenden Fruchtfeldern liegt ein stetes Klimmern. Bis tief hinein ist die Erde ausgedörrt. Die erste Ernte ist gut gewesen, aber jetzt wären die Bauern dem Herrgott für einen handfesten Regen dankbar gewesen.

Mutter Lebner verkündet einen solchen. Ihre Zehngelenke jucken schon seit gestern. Das ist ein untrügliches Zeichen für Regen — auf ihre Zehngelenke kann sie sich verlassen. Heut muß es noch ein Gewitter geben. Das sagt sie zu Jürk, als er sich eben eine Zeichnung aus dem Büro holt, um damit zum Leutgeb zu gehen.

Bei der Schneidemühle beginnen schon im Biera neue Grundmauern aus der Erde zu wachsen, hart am Bach. Der Leutgeb überwacht die Einfuhr von frischem Stammholz, als der Schmied ankommt, und Gottfried hilft den Zimmerleuten. Es ist Leben auf dem Mühlenplatz. Das Rad dreht sich und die alte Säge schneidet — fröhlich stimmt einen das Surren, Pfeifen und Singen.

Der Schmied bespricht mit dem Leutgeb an Hand der Zeichnung die innere Einrichtung des Neubaus. Man muß die Aufstellung der Maschinen vorausbedenken, nicht damit sie später am falschen Platz stehen und das halbfertige Material überflüssigerweise hin und her getragen werden muß. Die Hauptsache ist die Aufstellung des Motors, der die leichteren Holzbearbeitungsmaschinen betreiben soll. Der Schmied hat die Bestellung des Motors übernommen, heut noch erwartet er eine Offerte, die ihm ein Gefelle mitbringen soll, der mit fertiger Schmiedeware nach Kaiserslautern gefahren ist.

Sie hocken nebeneinander auf einem dicken Buchenstamm und sind sehr vertieft in die Zeichnung. Sie merken es kaum, daß die Leni vor sie hintritt.

„Na, ein so wichtiges Geschäft darf man wohl nicht unterbrechen“, sagt sie. Und als der Schmied aufsteht, macht sie einen Knix mit schalkhaftem Gesicht.

Da steht er auf, gibt ihr die Hand und plaudert ein paar Sätze mit ihr — das gehört sich so. Nach einer Weile sagt sie schon:

„Jetzt will ich Sie aber wirklich nicht länger von der Arbeit abhalten. Ich hab Ihnen nur guten Tag sagen wollen. Ich geh grad in den Garten und mach einen Strauß, den Sie nachher Ihrer Mutter mitnehmen können, gelt?“

„Danke schön, Fräulein Leni, das wird meine Mutter sehr freuen.“

Doben auf der Straße aber, gedeckt vom Stamm eines Apfelbaumes, steht die Broni. Sie hat nichts zu tun im Niemandsland und nichts zu tun im Dorf. Und so oft sie nichts zu tun hat, leidet sie's an keinem Platz längere Zeit. Dann streift sie herum, um immer dort in der Nähe zu landen, wo sie den Schmied zu sehen hofft. Darin liegt keine bewusste Absicht, ganz einfach ihr Blut schreibt ihr den Weg vor.

So ist sie eben durch den Wald oberhalb der Straße gestreift, nach dem Dorf zu, bis sie vom Waldrand aus die Schneidemühle sehen konnte. Und natürlich muß sie in dem Augenblick aus dem Wald nach der Mühle sehen, wo die Leni aus dem Haus tritt, um sich nach und nach dem Buchenstamm zu nähern, auf dem Jürk mit dem Leutgeb sitzt. Da verläßt sie, ohne es eigentlich zu wissen, ihren Schlupfwinkel. Scheu äugend wie ein Reh und vorsichtig wie ein Fuchs schleicht sie sich hinter den Apfelbaum an der Straße und ist nun denen da drunten so nah, daß sie deutlich die Gesichter unterscheiden kann und sogar hört,

wenn die Leni auflacht. Ein hübsches, klingendes Lachen hat die Leni, aber Broni gibt es jedesmal einen Messertisch ins Herz.

Alles sieht sie: wie die Leni ihren Knix macht, wie der Schmied höflich aufsteht und ihr die Hand gibt und wie sie dann fort geht. Aber dann kommt sie wieder mit einem großen Strauß Gartenblumen in allen Farben zurück. Den gibt sie dem Schmied. — Ich habe keinen Garten und kann ihm keine Blumen geben, denkt die Broni finster, ich habe nur zwei Gerantentöpfe am hinteren Fenster vom Wagen — das ist m e i n Garten. Aber einmal hab ich einen Margaretenstrauch gehabt und hab ihm Blumen gestreut auf seinen Weg bis in die Schmiede hinein und eine davon hat er abends hinterm Ohr gehabt. — Geringer Trost: Was gelten Margareten, die heute verwelkt sind gegen Blumen, die heute blühen!

Ihre Kehle ist glühend und eng. „Jürk, ich . . . ich . . .“ Sie will hinter dem Apfelbaum hervortreten und sich offen hinstellen und ihm zurufen, daß sie hier ist und ihn sieht.

Jetzt verabschiedet sich der Schmied von der Leni und vom Leutgeb. Aber die Leni sagt etwas und Jürk lacht. Ah, sie hat ihm wohl gefagt, daß sie ein Stück mit ihm gehen will. Nebeneinander gehen sie am Bach entlang. Freilich, wenn man allein ist, kann man freier sprechen und herzlicher luscheln, als wie wenn der Vater dabei steht und zuhört.

In ihrer Erregung hat Broni das Versteck des Baumes schon verlassen. Nun macht sie unbewußt ein paar Schritte auf der



„Coronel“

Von Korvettenkapitän Joachim Lietzmann. Aus dem Buch „Unsere Marine im Weltkrieg“ mit Genehm. des Brunnen-Verlags W. Bischof, Berlin SW 68

. . . Schmetternd verhallt das herrliche Gefechtsignal in allen Räumen. Platternd steigen nach jahrhundertaltem Brauch die Toppflaggen an den Mastspitzen empor. Doch auch der Feind hat uns inzwischen gesichtet. In ungeheuren Ausmaßen werden auch drüben die Toppflaggen zum Zeichen des Gefechts, der Kampfbereitschaft, erkennbar. In jäher Wendung wirft der feindliche Führer seine Linie herum. Mit höchster Fahrt streben beide Geschwader nebeneinander her nach Süden, dem Sturme und der von ihm aufgewühlten See entgegen.

Zum ersten Male in der Geschichte unserer jungen Marine steht ein deutsches Geschwader einem ebenbürtigen Gegner zu offener Seeschlacht gegenüber. Zum ersten Male auch seit Nelsons Zeiten stellt sich ein britisches Geschwader zum Gefecht. Zum ersten und bis heute einzig gebliebenen Male entfaltet ein deutscher Admiral fern der Heimat auf dem freien Weltmeer seine Flagge zum ehelichen Kampfe, Führer gegen Führer, Mann gegen Mann, um die Beherrschung der See. Es ist schlecht hin ein Ringen zweier Völker, das sich in diesen späten Nachmittagsstunden des 1. November entspinnt. Die Augen der fernem Heimat, nein, der ganzen Welt ruhen in diesen Augenblicken auf den äthiopischen Gewässern, wir fühlen es alle.

Helle Kampfbegeisterung blüht unseren braven Leuten aus den Augen, auf der Kommandobrücke, an den Geschüben, in den Torpedoräumen wie tief unten in der Unterwelt der Heiz- und Maschinenräume. Jetzt gilt es, dem Feind zu zeigen, was deutsche Mannesart ist, und was wir in monatelanger, unermüdlicher und entschlagungsvoller Ausbildungsarbeit gelernt haben.

Doch noch wird die Geduld auf eine harte Probe gestellt. Nur langsam nimmt die Entfernung zum Gegner ab. Die taktischen Verhältnisse sind für uns anfänglich denkbar ungünstig. Scharf heben sich unsere Schiffe gegen die hellen Berge ab, während die Geschüßführer von der feindwärts stehenden Sonne geblendet werden. Doch Stunde auf Stunde verstreicht, ohne daß der Gegner sich die Günstigkeit dieser Lage zunutze macht. In gleichem Maße aber ändert sich die Lage. Die in der hereinbrechenden Dämmerung verlassenden Nordbillen lassen unsere Schiffe immer weniger markant hervortreten, während zugleich der Gegner im gemilderten Abendrot von Minute zu Minute deutlicher und schärfer erkennbar wird: Der Panzerkreuzer „Good Hope“ Flaggschiff des Vizeadmirals Sir Christopher Cradock, dahinter der uns aus friedlicher Ostasienfahrt wohlbekannte Panzerkreuzer „Monmouth“, der geschützte Kreuzer „Glasgow“ und der Hilfskreuzer „Oranto“.

So hat es das Schicksal gewollt, daß ehemalige Kameraden, die einst zu glanzvoller Friedenszeit miteinander durch dick und dünn gegangen waren, jetzt zum bitteren Vernichtungskampf einander gegenüberstehen! — Endlich, um 6.30 Uhr ist's so weit. Ein buntes Signal steigt auf dem Flaggschiff empor. Unter bräunlichem Qualm zuckt es grell auf, und Salve auf Salve donnert aus unseren 21-cm-Geschüben feindwärts. „Scharnhorst“ gegen „Good Hope“, „Gneisenau“

gegen „Monmouth“. Die „Leipzig“ muß sich zunächst allein gegen „Glasgow“ und „Oranto“ schlagen, denn die von Norden herannahende schnelle „Dresden“ kann erst später ins Gefecht eingreifen.

Auch der Feind ist inzwischen nicht müßig geblieben. In tadellosem Reihenfeuer blühen uns nun auch seine eburnen Gräbe in unaufhörlicher Folge entgegen.

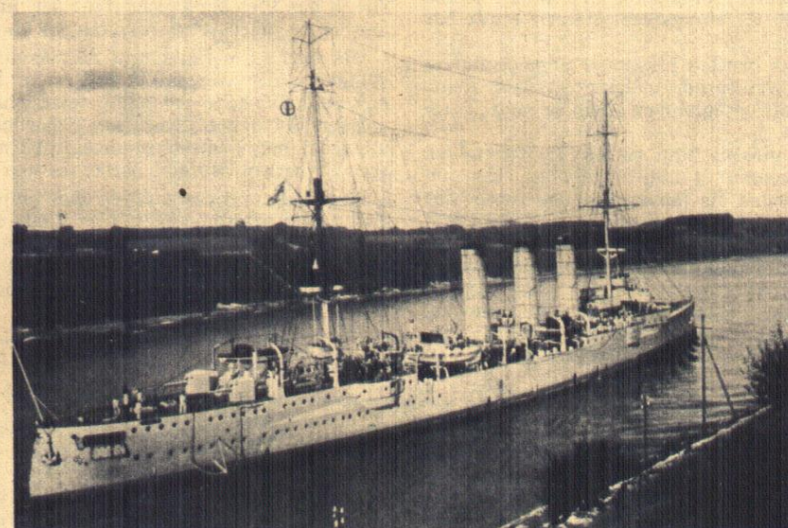
Doch bald schon machen sich drüben schwerwiegende Störungen bemerkbar. Nach der dritten Salve bereits sind wir eingeschossen. Nicht umsonst hat „Gneisenau“ sich zweimal hintereinander den Kaiserpreis im Artilleriechießen geholt. Aus der luftigen Höhe des vorderen Mastes stürzt auf „Monmouth“ der Artilleriebeobachtungsstand hernieder. Bald folgt ihm der vordere Geschüßurm nach. Züngelnde Flammen lodern allerorten auch aus dem feindlichen Flaggschiff empor. Immer unregelmäßiger wird das gegnerische Feuer. Unsere Schiffe scheinen dagegen völlig gefest. „Gneisenau“, so tönt aus allen Telefonen und Sprachrohren die Parole, zum Zeichen daß alle angerufenen Abteilungen und Räume intakt sind.

Schwer stampfen die grauen Schiffe in der hochgehenden See. Es ist bei diesem Wetter gerade noch möglich, eine Schlacht zu schlagen. Die Geschüßführer der tiefer gelegenen Batterien haben Mühe, die Richtung auf den Feind festzuhalten. Gleichmäßig, einformig fast schrillen die Feuerklöden. Mit Blitzesschnelle gelangen die Granaten durch die Munitionstransportgänge an die Geschübe, wo sie von feindlichen Armen in Empfang genommen werden und in den Rohren verschwinden, deren stählerne Verschüßlöcher sich klirrend schließen.

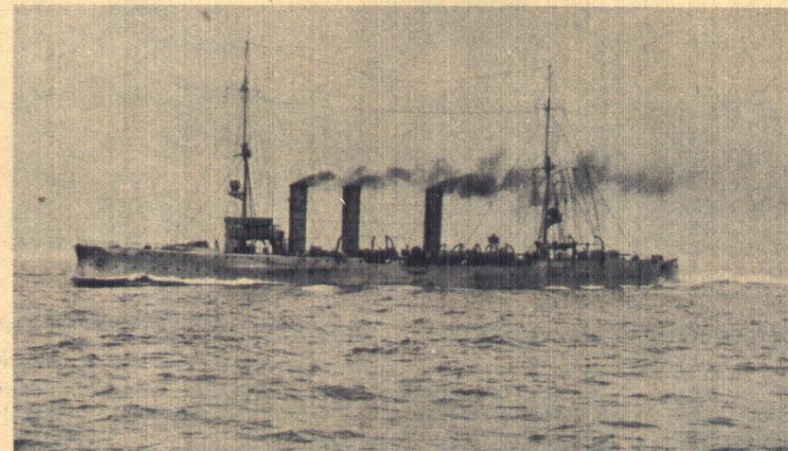
Langsam verbläut der purpurne Himmel. Der Sturm nimmt orkanartige Stärke an und jagt blaueschwarzes Gewölk vor sich her.

Eine halbe Stunde nach Beginn der Schlacht kommt „Monmouth“ in der wogenden See schwer überlegend aus Sicht. Kurze Zeit danach entschwinden auch „Glasgow“ und „Oranto“ mit hellodernden Flammen in der eingebrochenen Dunkelheit. Das Feuer der „Leipzig“ und „Dresden“ hatte ihnen schwer zugesetzt. Wie wir später erfuhren, luchten sie in ununterbrochener Fahrt die Atlantikhäfen Montevideo und Rio auf, um ihre Schäden auszubessern, wobei ihnen das „neutrale“ Ausland nur allzu hilfreiche Hand geboten hat. „Turn and run“ war an diesem Tag die Parole der Engländer. Daran konnte sie auch das durch eine Maschinenhavarie aufgehaltene Linien Schiff „Canopus“ nicht hindern, das eine Tagesreise südlich stehend an einer Teilnahme an der Schlacht verhindert war. Und das Wort von dem „damned good shooting of the Germans“, dem verdammt guten Schießen der Deutschen, erlangte an jenem Tage seine sprichwörtliche Bedeutung.

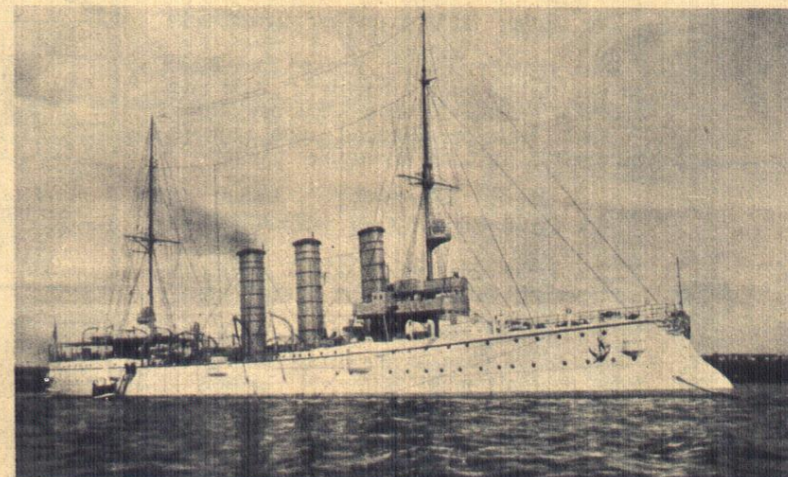
Gleich einem riesigen Flammenmeer, auf das „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ nunmehr ihr Feuer vereinigen, zieht das feindliche Flaggschiff „Good Hope“ dahin. Rasch nimmt die Entfernung ab. Nicht lange mehr währt das Spiel. Um 7.45 Uhr, dreiviertel Stunden nach Feuereröffnung,



S.M.S. „Dresden“



S.M.S. „Nürnberg“



S.M.S. „Leipzig“

Weihnachtsgedanken

Wenn eine Frau an Weihnachten denkt, so spielen ihre Gedanken um Kinder und Familie, die alle in das geheimnisvolle Treiben der Vorweihnachtszeit eingefangen sind. Das Heim ist erfüllt von Geheimnissen. Der Duft von Gewürzen, das eifrige Hantieren in der Küche, das Anschleppen von Paketen, all das macht die Stimmung aus, welches die Augen von Groß und Klein in der Festvorfreude erglänzen läßt.

Die kluge Hausfrau und Mutter hat es trotz aller Mühe, die ihr Festtage bringen, verhältnismäßig leicht, die Erwartungen des Kindes durch liebevoll gewählte Geschenke, durch die weihnachtlichen Süßigkeiten und die kleinen Festüberraschungen zu erfüllen. Dem Hausherrn gegenüber ist es noch einfacher, weil sie seine Wünsche kennt und überdies immer wieder erlebt hat, daß so oder so die Liebe des Mannes „durch den Magen geht“. Viel schwieriger ist es schon für den Mann, in die Gedanken der Frau einzudringen. Er sieht nur, daß seine Hausfrau durch die häuslichen Pflichten und die Kindererziehung so stark belastet ist, daß er versteht, wenn sie sich Dinge wünscht, die die hausfrauliche Arbeit erleichtern und die Mutter dadurch frei machen für die großen Kulturaufgaben innerhalb der Familie.

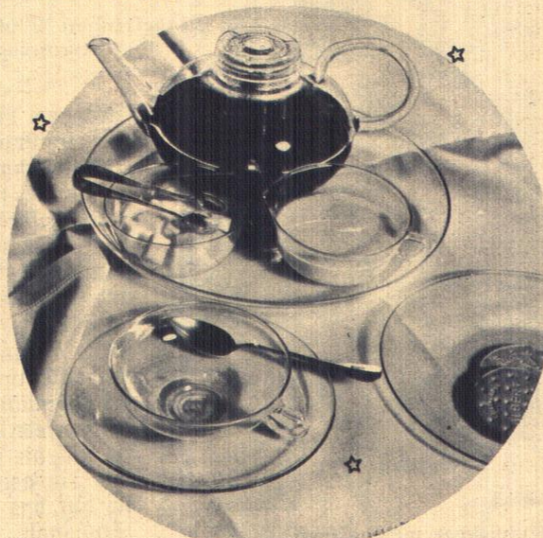
Unter diesen Neuerungen, die zur Entlastung der Hausfrau dienen, sind z. B. feuerfeste Glasochengeräte zu erwähnen. Wenn die Hausfrau Braten und Gemüse in durchsichtigen Kochgeräten herstellen und beobachten kann, ohne die heißen Deckel abnehmen zu müssen, und wenn sie dann die Speisen in formichönem Jenaer Glasgerät direkt von dem Herd auf den Tisch bringt, so bedeutet dieses nicht nur eine schmückende Bereicherung des häuslichen Tisches, sondern Vereinfachung des Kochvorganges, längeres Heißbleiben der Speisen und Vermeidung doppelten Abwaschens, also Ersparnis an Arbeitszeit. Gerade Kuchen, Pasteten und vor allem die besonders vorsichtig zu behandelnden Aufläufe und Puddings brauchen, in den feuerfesten Glasformen hergestellt,



In Glas gekocht...

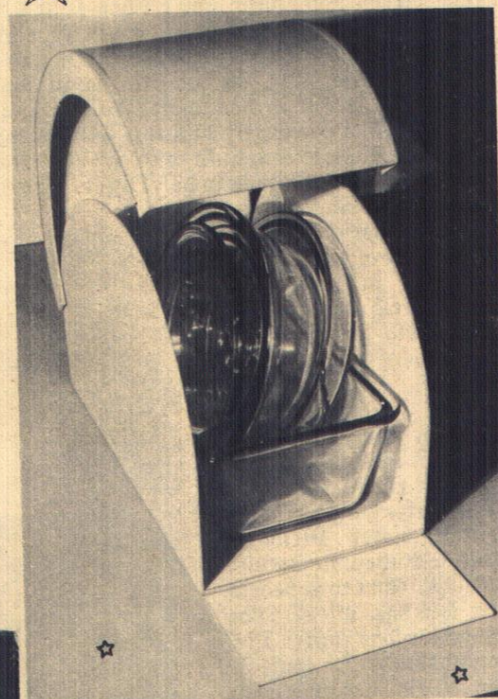
sind, sondern zeit- und geldraubende Unbequemlichkeiten ersparen, sei auf eine Gesichtspfadung mit Jenaer Glas hingewiesen, deren ansprechende Ausführung und deren praktischer Nutzen auch dem Hausherrn einleuchtet. Durch einen Handgriff breitet sich der besonders geschmackvolle Karton auseinander und zeigt vier sinnvoll ineinander verpackte gläserne Koch- und Backformen.

Gerade Glasgeräte und Glasgeschirr gehören zu den Dingen, deren Neuanschaffung auf Jahre hinaus sparen helfen und zum Wohlbefinden der Familie beitragen. Vor allem aber wird durch solche Neuschöpfungen des unermüdeten Erfindergeistes die Hausfrau für ihre kulturellen Aufgaben in der Familie entlastet, und das ist ein Ziel, welches zu keiner Zeit so große Bedeutung gehabt hat als gerade jetzt.



Marg. Weisering Das schöne unzerbrechliche Leugeschirr aus feuerfestem Jenaer Glas.

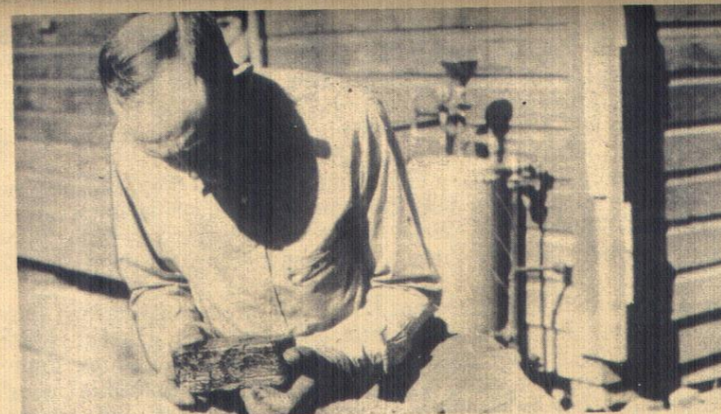
... in Glas serviert



Mit einem Handgriff vier feuerfeste Geräte aus Jenaer Glas.

nicht um- oder ausgeschüttet zu werden, sondern man serviert sie in der Herstellungsform. Wichtige weitere Vorzüge des Glasgerätes liegen darin, daß es keinen Kochtopf gibt, in dem die Speisen beim Kochen ihr natürliches Aroma so vollkommen bewahren, wie im Glasgerät, und ferner daß an den glatten Wänden nirgends ein Geruch oder gar Speisereste anhaften bleiben, so daß die Formen zum Braten, Baden, Dünsten gleichzeitig verwendet werden können.

Um nun gerade dem Hausherrn den Entschluß zum richtigen Weihnachtsgeschenk zu erleichtern, und da Glasgeräte wirklich kein Luxus sind, sondern zeit- und geldraubende Unbequemlichkeiten ersparen, sei auf eine Gesichtspfadung mit Jenaer Glas hingewiesen, deren ansprechende Ausführung und deren praktischer Nutzen auch dem Hausherrn einleuchtet. Durch einen Handgriff breitet sich der besonders geschmackvolle Karton auseinander und zeigt vier sinnvoll ineinander verpackte gläserne Koch- und Backformen.



Im Zusammenhang mit den letzten großen Goldankäufen der amerikanischen Regierung ist in allen kalifornischen Goldminen eine Hausse eingetreten, die zur stetigen Steigerung des Goldpreises geführt hat. In der kalifornischen Lancha Plana Goldmine wird das gewonnene Gold in Barren gegossen, von denen jeder einen Wert von 12 000 Dollar darstellt.



Im Sonnabend vormittag fuhr auf der Strecke Stendal-Hannover zwischen Birgelberg und Uchspringe der FD-Zug Berlin-Paris infolge falscher Weichenstellung auf einen besetzten Arbeitszug mit 40 Arbeitern. Zwei Tote und mehrere Verletzte sind als Opfer des Unglücks zu beklagen.



Das deutsche Kampfbund-Orchester unter Leitung von Franz Adam unternimmt gegenwärtig eine Konzertreise durch ganz Italien und hat bisher überall großen Erfolg erzielt. In Mailand konzertierte das Orchester in dem berühmten Teatro di Popolo.



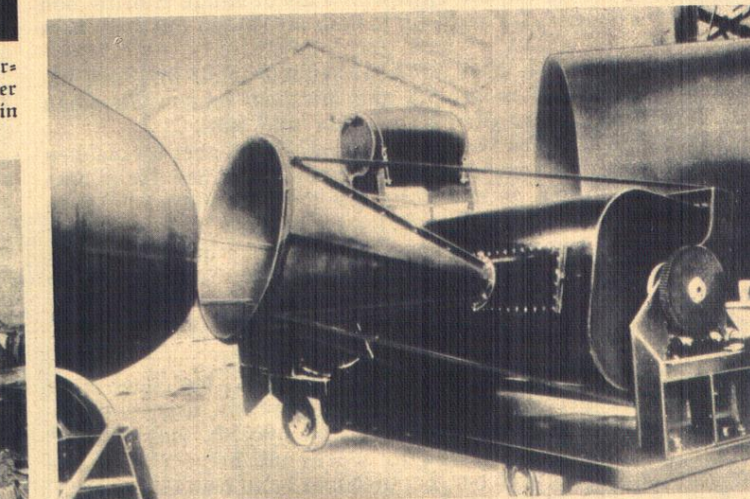
In einer großen Wäscherei in Rotterdam explodierte einer der riesigen Kessel und legte das ganze Haus vollkommen in Trümmer. Zahlreiche Personen wurden schwer verletzt. Der Kutscher eines Lieferwagens, dessen Trümmer man links auf dem Bilde sieht, wurde getötet.



Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach nagelt am Horst-Wessel-Platz ein Wappenschild der Hitlerjugend für das Winterhilfswerk.



Keine deutsche Aufrüstung, sondern friedliche Rohrverlegungsarbeiten an einer schwierigen Steilstrecke. Die nahtlosen Stahlmuffenrohre von 80 Zentimeter Innendurchmesser wurden von den Röhrenwerken der Vereinigten Stahlwerke A.G. in Düsseldorf für die Landeswasserversorgung Württembergs geliefert.



Dieser Apparat, der mit seinem Trichter wie ein altmodisches Grammophon anmutet, ist aber das modernste Stahl-Röntgengerät. Für den Bau eines gewaltigen amerikanischen Staudammes werden hier die Stahlträger eingehend und genauestens mit Hilfe der Röntgenstrahlen auf ihre Materialqualität hin untersucht. Jede kleinste Unregelmäßigkeit im Guß wird auf diese Weise entdeckt.



Der amerikanische Erfinder William Haight hat in Whittier (Kalifornien) einen Sendeturm errichtet, der negativ geladene elektrische Ströme ausstrahlt und dadurch die Obstgärten der Ortschaft vor Frostgefahr schützen soll. Die elektrischen Strahlen sollen auch den Bodennebel derart auflösen, daß eine klare Sicht ermöglicht ist. Dies schafft der Erfindung große Möglichkeiten, z. B. zur Markhaltung der Einfahrt von Schiffs- und Flughäfen usw.

Straße in der Richtung, in der das Paar unten davon geht, als wolle sie es parallel zu seinem Weg begleiten.

Pflichtig schreit sie zusammen. Und das macht genau den Eindruck eines zusammenschredenden Waldtieres — der ganze Körper vom Kopf bis zu den Füßen zuckt kurz und heftig und steht dann reglos und etwas zusammengezogen.

„Guten Tag, Broni! Du bist ja wie angenagelt.“ Gottfried Leutgeb ist, ohne daß sie es in ihrer Verfunkenheit merkte, über den Steg gekommen. Jetzt steht er vor ihr auf dem Wiesenhang. „Ich hab dich schon eine ganze Weile beobachtet!“

Ihr Gesicht verfinstert sich und wird zugleich mißtrauisch. Jeder Mensch ist in dieser Zeit ihr Feind, am meisten Feind sind ihr die Bewohner der Schneidemühle.

Gottfried kommt auf die Straße und bleibt einige Schritte von ihr entfernt stehen. „Du guckst dir ja noch die Augen aus nach dem Schmied.“

Es klingt nicht böse oder spöttisch, dennoch wallt ihr Zorn ins Gesicht: „Das ist nit wahr. Ich guck mir nach keinem Menschen die Augen aus.“ Das zischt und sprüht und bebt.

„Na, nun sei nur friedlich!“ Er geht auf sie zu, aber im gleichen Moment weicht sie zurück, so daß er wieder stehen bleibt und lachend sagt: „Mijeh, so ein Kräutlein Rührmichnichten! Ich tu dir doch niz. — Was meinst, gefallen dir die zwei?“ Er nickt nach dem Paar hin, das indessen schon verschwunden ist.

„Die? Die passen ausgezeichnet zusammen. Meinen Segen haben sie. Ha!“ Sie macht eine wilde Bewegung mit dem Kopf und mit dem letzten Ausruf zusammen drückt es Haß und Verachtung aus.

„Ja, jetzt werden sie wohl bald Ernst machen, die Zwei. Das gibt eine gute Verwandtschaft mit dem Schmied. Und — wenn wir zwei uns zusammentäten, Broni, du und ich, was meinst? Du bist ja jetzt auch bald eine gute Partie mit deinem Gasthaus zum Niemandland. Und der Schmied wär dann dein Schwager.“

„Nein, den Schmied will ich nit einmal zum Schwager haben,“ pulvert sie heraus, macht plötzlich kehrt und läuft davon. Er lacht hinter ihr drein: „Glaub's wohl, daß er dir zum Mann lieber wär!“

Da dreht sie sich noch einmal um: „Aberhaupt sagen Sie Sie zu mir!“

Dann rennt sie, halb sinnlos vor Schmerz, Bitterkeit und Zorn weiter der Grenze zu. Als sie um die vorgeschobene Waldzunge biegt, sieht sie beim Wagen den Vater mit zwei Männern stehen. Da schlägt sie sich wieder in ihr schützendes Waldversteck. Sie kann jetzt keinem Menschen ins Gesicht sehen, und wenn es ihr bester Freund Herbert von Strachstädt wäre.

Aber nicht Herbert von Strachstädt steht beim Reppes, sondern der Gemeindefreiber von Birkwinkel und ein Abgesandter des nächsten Steueramtes. Beide sollen mal im Auftrag ihrer Vorgesetzten den Versuch machen, ein ernstes Wort mit dem Kesselflicker zu reden.

Der Gemeindefreiber hat ihm ein Schreiben übergeben und der Reppes hat seine Nadelbrille aufgesetzt und gelesen: Hierdurch mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie Ihren Gastbetrieb unter dem Namen „Gasthaus zum Niemandland“ ohne Einholung der behördlichen Konzession betreiben. Ich ersuche Sie, das Versäumnis nachzuholen, widrigenfalls . . .

Der Reppes wischt einen Glimmertropfen mit dem Handrücken von der herabgezogenen Nasenspitze und wendet sich, ohne den Gemeindefreiber eines Wortes zu würdigen, an den andern Abgesandten: „Und Sie?“ Höflich klingt es gerade nicht.

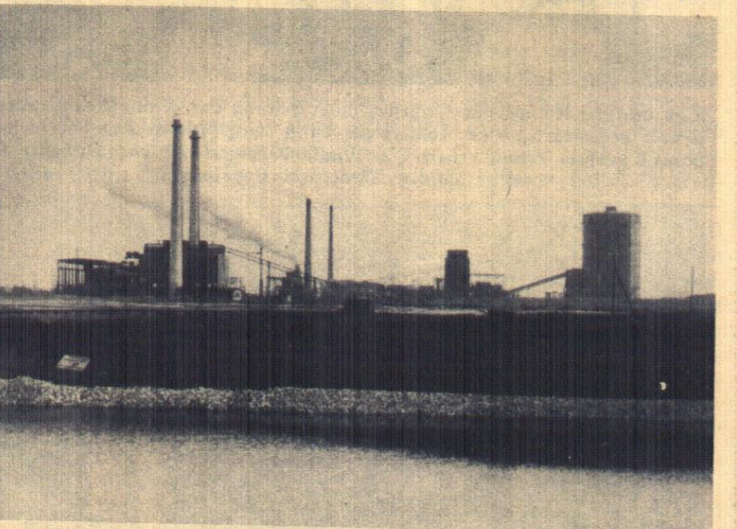
Der Beamte kramt einige Papiere aus seiner Brieftasche: „Das sind Formulare. Die müssen Sie nach bestem Wissen und Gewissen ausfüllen und der zuständigen Behörde — Adresse ist aufgedruckt — binnen vierzehn Tagen einsenden, damit die zuständige Steuer errechnet werden kann.“

Der Reppes würdigt zunächst auch diesen ungebetenen Gast keines Wortes. Er verschwindet im Wagen und kommt mit einem Schein zurück. Den hält er den beiden Männern hin: „Laut diesem zuständigen Zettel“, sagt er mit einer Boshaftigkeit in der Stimme, deren ihr vor einigen Wochen noch niemand für fähig gehalten hätte, „bin ich aus Deutschland ausgewiesen und in Frankreich nicht eingelassen worden. Ich gehör somit weder nach Deutschland noch nach Frankreich. Die Konzession für meinen Gastbetrieb hab ich mir selbst gegeben, die Steuern bezahl ich in mein eigenes Finanzamt.“ Etwas weniger hochtrabend fährt er fort: „Ihr Herr, Sie werde zugebe, das is kein böser Wille.“

Ich schte zwische den Parteien auf neutralem Bode. Bezahl ich an Deutschland, dann beleidig ich Frankreich, denn Frankreich kömmt mit demselbe Recht Konzession und Schteuere verlange. Bezahl ich aber an Frankreich, so tät ich widder Deutschland beleidige. Ich will Friede in mei'm Land. Vor alle Dinge aber will ich nit die Ursach sein, daß sich meinetwege zwei Großmächit in die Haar fahre, und daß es zu einem neue Weltkrieg kömmt. — Und jetzt, Ihr Herr, sehen wir uns mal an den Tisch da und trinken ein Gläsche Kirsch und dann noch eins.“

Der Reppes zieht an der Nase und schlenkert die Finger ab. Die Abgesandten der zuständigen Behörden betrachten ihre Mission als gescheitert, stecken ihre Papiere wieder ein, setzen sich an den ersten Tisch der langen Reihe und trinken mit dem Reppes ein Gläschen Kirsch und dann noch eines und noch eines.

Ja, der Reppes, wie der eben in einem Zug seine Rede her-



Das seit zwei Jahren fertiggestellte Magdeburger Großkraftwerk am neuen Mittellandkanal, welches infolge der Wirtschaftskrise nicht in Betrieb genommen werden konnte und bisher still lag, soll nunmehr in Betrieb gesetzt werden. Die Riesenanlage ist die modernste ihrer Art in Deutschland, sie soll hauptsächlich oberschlesische Erze zu Metall verarbeiten und zugleich als Fernheizwerk dienen. Die neue Förderanlage des Werks kann stündlich 100 Tonnen Kohle liefern und insgesamt 30 000 Kilowatt Strom abgeben.

untergeschnürt hat, den ersten Teil fast hochdeutsch, — das läßt darauf schließen, daß irgendeine Wandlung mit ihm vorgegangen war. Vor drei, vier Wochen ein zerlumpter, abgerissener Landstreicher mit geduckten Augen, die nur im Rücken der Leute hinterlistig zu funkeln wagten und heute! Schaut ihn euch nur an: Er trägt ein Polohemd, ein blaues, mit kurzen Ärmeln, genau wie der Herr Rudek im Schloß droben, er trägt eine graue lange Hose, deren Bügelfalte nur an den Knien schon unterbrochen ist, er trägt weiße Leinwandhosen. Er ist tabellos rasiert, die grauen steifen Lösschen über seinem Kopf hin sind heller geworden und weniger fettig. — „Ich hab mich schraubonieren lasse“, sagt er so blasiert, als ob er das schon als Säugling getan hätte. Er sieht aus in seiner Hagerkeit und mit seiner bronzernen Haut wie ein indischer Nabob inognito und er hat einen Charakterkopf mit echten goldenen Ringen in den Ohren. Und wie das Äußere, so das Innere — alles neu und in bester Verfassung. Und wieso das alles? — Geld klopert in seinen Taschen! Geld gibt Rückgrat. Vor Geld heißt's: Stillgestanden! und: Hut ab!

Auch die Broni hat Geld in ihrem Täschchen, das an einem Gurt um ihre Hüfte hängt. Sie hat ein hübsches Kleidchen und Schuhe und Strümpfe an. Aber was bedeutet ihr das alles? Was nützt ihr das ganze Niemandland? Da läuft sie im Wald herum, kreuz und quer, und weiß nicht mehr ein noch aus vor Verzweiflung und wütenden Qualen, die in ihrer Brust toben und keinen Ausweg finden. Sie hätte das ganze Niemandland mit allem Drum und Dran dafür gegeben, wenn sie Zürt noch einmal hätte Eierfuchen baden dürfen, wenn er ihr noch einmal gegenüber gesessen und sie angesehen hätte,



Entzückende weiße Strickbluse für das Löchterchen. Der lichtblaue gestrickte Wollrock wird angeknüpft.



Sindelfingen. Blick auf die 850 Jahre alte romanische Martinskirche, die nach Erneuerungsarbeiten am 10. Dezember wieder eingeweiht wird.

mit dem Blick, der alles um sie einstürzen ließ. Er hätte mit ihr machen können, was er wollte, sie hätte nicht danach gefragt, ob's gut oder böse war und was daraus wurde. — Aber nun heiratete er also.

Sie irrt durch den Wald, steigt bergan und findet sich mit einemmal vor dem grauen Gemäuer von Schloß Birkenfels. Eine Weile steht sie still, bis sie zögernd durch das Tor geht. Im Hof trifft sie auf das Rätt mit seiner Stubsnase und seinen neugierigen Glimmraugen. Sie fragt nach Herbert von

Strachstädt. „Der ist nicht da. Nein, der Herr Graf ist nicht daheim“, antwortet das Rätt in übermäßigem Hochdeutsch und es sieht aus, als ob sich die Nase noch mehr nach oben ringeln wollte.

Broni kehrt um. Natürlich, jetzt, wo sie den einzigen Freund so nötig gehabt hätte, ist er nicht da. Irgendwo legt sie sich in ein Gebüsch, versteckt sich wie ein gescheutes Tier. Es wird dunkel um sie, kaum, daß sie darauf achtet. Als die Sterne mit kläglichem Schein durch die diesige Luft zu glimmen beginnen, erhebt sie sich und geht ins Dorf hinab. Sie denkt nicht mehr ans Niemandland und an den Vater, dem sie Abendbrot machen muß. Alles in ihr ist ausgefüllt vom Schmied und der Leni und von dem einen Gedanken, wie sie sich an der rächen könnte. Denn die Leni hat ihr den Schmied genommen und wenn sich die Völter gegenseitig um einen abgenommenen Landfegen abschlachteten, so darf sich die Broni wohl auch um den Schmied schlagen, der

mehr wert ist als die ganze Welt zusammengenommen.

Wieder steht sie einmal in der Lindenreihe gegenüber der Schmiede. Im Garten regt sich nichts. Das Bürofenster ist hell und ab und zu sieht sie einen verschwommenen Schatten hinter den Vorhängen. Zwei Lehrbuben kommen aus der Werkhalle und schieben das Tor zu — bis jetzt hat man gearbeitet.

Ein Windhauch führt durch die drückende Schwüle, Broni merkt ihn nicht, sie spürt nur, daß etwas Wohlthuendes über ihr Gesicht streicht. Das Fenster wird schwarz. Gleich darauf öffnet sich die Tür. Zwei Gestalten werden im beleuchteten Gang sichtbar.

„Ich bin bald zurück, Mutter“, das ist seine Stimme. „Ich will dem Leutgeb nur noch die Offerte bringen.“

„Willst keinen Schirm

mitnehmen? Das Wetter wird gleich losbrechen.“

Dumm, denkt die Broni, als ob er einen Schirm braucht! Der Schmied lacht auch nur als Antwort. Mitten auf der Straße bleibt er stehen, späht in die Luft und brummt etwas. Dann geht er mit seinem großen, kräftigen Schritt, der keinen Aufschub kennt.

Broni schleicht hinter ihm drein, von Baum zu Baum. Als er auf den Pfad biegt, der am Bach entlang zur Schneidemühle führt, biegt auch sie ab.

(Fortsetzung folgt.)



Manbelgrünes Nachmittagskleid aus Manuela-Krepp mit Rundpasse und Kragenolant.